

Eveline Schulze  
Görlitzer  
Goldbroiler

*Die packendsten Fälle  
der Miss Marple  
aus der Neißestadt*

Das Neue Berlin

*Über dieses Buch:*

In den sechs Geschichten dieses Buches werden Tatvorgänge und Ermittlungsarbeit bei Gewaltverbrechen geschildert, darunter der Fall eines 28-Jährigen, der seine Freundin mit Klingeldraht erdrosselt, als sie ihn vor die Wahl stellt: ich oder deine Mutter; der Fall einer Frau, die aus Rache an ihrem Ex die eigene Tochter zu Tode quält; und auch der einer Jugendbande, die Görlitz terrorisiert und junge Frauen entführt.

*Über die Autorin:*

Eveline Schulze, geboren 1950, studierte Journalistik und war bei der Kriminalpolizei Görlitz tätig. Sie legte nach ihrem ersten Buch, »Mordakte Angelika M.« (2007), acht weitere erfolgreiche Sammlungen authentischer Kriminalfälle vor. Inzwischen folgen Reiseunternehmen den Spuren der Autorin und besuchen von ihr behandelte Tatorte in der Neißestadt, wo man sie die »Miss Marple von Görlitz« nennt.

## *Görlitzer Goldbroiler*

»Der Ossi ist tot!« Der Schrei rollt durch den Zellentrakt der JVA Nürnberg. »Diese dumme Nuss!« Der junge Beamte, der die Ausgabe des Frühstücks überwacht und die Verwahrräume aufsperrt, hat die drittletzte Tür im Gang geöffnet. Am Fenster hängt ein Mann. Sein Kopf neigt sich zur Schulter, der Mund ist leicht geöffnet, der Hals steckt in einer Schlinge, die aus Streifen des Bettlakens geknüpft ist. Die Beine baumeln schuhlos. Im Schritt ist die Hose dunkel gefärbt, die Schließmuskeln haben ihren Dienst quittiert, als das Herz seine Tätigkeit einstellte. Das scheint schon vor einigen Stunden gewesen zu sein.

»So eine dumme Nuss!«

Der Wärter ist gleichermaßen konsterniert wie betrübt, doch das Mitleid gilt weniger dem offensichtlich Dahingegangenen – wobei: von Gehen kann bei einem Erhängten schlechterdings die Rede sein – sondern mehr sich selbst. Er weiß nun, was auf sie zukommt. Das ganze Prozedere der Ermittlungen und Schuldzuweisungen mit anschließender Auswertung hat er schon einmal durch. Danach würde es wieder einen Lehrgang über Suizidprävention in Justizvollzugsanstalten geben. Sie müssten dann wieder irgendwelchen Psychoscheiß über sich ergehen lassen, damit sie künftig verhindern, dass sich jemand in seiner Zelle auffädelt. Mein Gott, dass lässt sich nun mal nicht verhindern. Es sei denn, man installierte in jedem Verwahrraum eine Kamera, und rund um die Uhr starrten JVA-Beamte auf eine Monitorwand und ver-

folgten jede Bewegung der Knackis. Hier in Nürnberg, im gleichen Knast, hatte sich der fette Göring selbst unter den Augen seiner Bewacher mit Zyankali aus dem Leben gestohlen. Er war weder der erste noch der letzte Verbrecher, der dem Henker den Daumen zeigte, indem er diesem die Arbeit ersparte. Der Ossi hier saß wegen Mordes schon knapp zwei Jahre. Heute war der 18. Juli 2005. Bei guter Führung wäre er 2010, 2011 wieder draußen. Warum also dieser Abgang? Warum machte der ihnen in der JVA noch solchen Ärger? Ach, diese Ossis: Nicht nur lebend waren sie ein Problem.

Der Beamte sperrte die Tür ab. »Weitermachen«, sagte er zu den Essenverteilern, »ich informiere nur die Leitung. Ein Frühstück könnt ihr heute sparen.«

»Hat Bath die Flatter gemacht?«

Der Mann in Uniform nickte. »Aber richtig.«

Dann machte er sich eiligen Schrittes davon. Der Arzt muss ran, die Kriminalpolizei, der Staatsanwalt, der ganze Rattenschwanz von Wichtigtuern und Bedenkenträgern, Innenministerium inklusive. Dann würden sie eine Meldung an die Presse herausgeben, dass der 61-jährige Dietmar B., wegen Mordes und anderer Delikte in der JVA Nürnberg einsitzend, sich in seiner Zelle das Leben genommen habe.

Nürnberg. Nürnberg? Die Naseweisen würden wieder sagen: Das ist doch der Knast hinter dem Justizpalast in der Fürther Straße, wo nach dem Krieg das Internationale Militärtribunal über die Nazigrößen und ihre Helfer aus der Wirtschaft, über Militärs, Mediziner und Bankiers zu Gericht saß. Ja, gibt es denn tatsächlich dieses Gefängnis noch? Natürlich gibt es das noch. Zwar sicherheitstechnisch modernisiert, aber im Wesentlichen ist es der alte Knast. Das hatte auch Dietmar Bath gleich bemerkt, als er von München-Stadelheim hierher verlegt worden war. Nach Prozess und Urteilsverkündung in Bayerns Landeshauptstadt war er in diesen Kasten nach Franken abgeschoben worden. Das empfand er als demüti-

gend, als sozialen Abstieg. Das hatte er einfach nicht verdient. Ein Narziss wie er brauchte Aufmerksamkeit. Und keinen historisch belasteten Ort.

Wie stets hatte Bath auch hinter dieser Entscheidung böswillige Absicht vermutet. Sein Vater war schließlich Hauptmann in der Wehrmacht gewesen. Da wollte offenbar einer von den Winkeladvokaten, von diesen juristischen Flohknackern, dass sich der Kreis schliesse. Natürlich, er war so wenig ein Nazi-Verbrecher wie vielleicht sein Vater, an den er im Übrigen keinerlei Erinnerung hatte. Doch wie jener hatte auch er getötet. Aha, wird der Münchner Richter gedacht haben, dann schicken wir den folgerichtig nach Nürnberg, wo schon einmal zwölf Schwerverbrecher zur Hölle geschickt worden waren.



*Dietmar Bath,  
2002*

Bath war durchaus im Bilde. In den wenigen Tagen, die er hier zubrachte, hatte er sich ausführlich in der Gefängnisbibliothek informiert. Ribbentrop, Hitlers Außenminister, war als erster am frühen Morgen des 16. Oktober 1946 zum Galgen geführt worden und hatte, der Henker hielt schon die Schlinge, mit Pathos ausgerufen: »Gott schütze Deutschland, Gott sei meiner Seele gnädig! Mein letzter Wunsch ist, dass Deutschland seine Einheit wieder findet, dass eine Verständigung zwischen Ost und West zustande kommt und Frieden in der Welt regieren möge.« Dann öffnete sich die Falltür unter seinen Füßen, doch in der Eile hatten die Zimmerleute die Fallhöhe zu niedrig angesetzt, so dass beim Sturz in die Tiefe nicht das Genick des Strangulierten brach, sondern der Strick ihn erwürgte. »Wie bei Hanna«, dachte Bath, als er das las. Bei Ribbentrop war es nach einer Viertelstunde vorbei, bei Hanna dauerte es vermutlich ein wenig länger.

Auch der letzte Satz Ribbentrops hatte ihm zu denken gegeben. Dessen frommer Wunsch war 1990 in Erfüllung gegangen, Deutschland hatte »seine Einheit« wieder gefunden, was ihn, Bath, jedoch in Görlitz damals aus der Bahn geworfen hatte. Deutschland war ganz, aber er kaputt. Es konnte kein Zufall sein, dass ausgerechnet damals der Ärger anfang.

In dieser Nacht, seiner letzten, lag Bath auf seiner Pritsche und dachte über sein Leben nach, das er nunmehr zu Ende bringen wollte. Woher dieser Wunsch rührte, vermochte er nicht zu erklären, wie er auch anderes sich nicht erklären konnte. Bath war allenfalls bauernschlau, nicht aber intelligent. Er konnte sich so wenig erklären, weshalb ihm das Heft des Handelns aus der Hand geglitten war, wie er auch die Wurzel nicht zu lokalisieren vermochte, woher sein persönliches Unglück rührte. Ihm war auch nicht bewusst, dass der von ihm geplante Abgang jene öffentliche Aufmerksamkeit verursachen würde, welche er zeitlebens gesucht hatte. Zumal er nichts davon bemerken würde. Nein, Dietmar Bath, der

## *Asche zu Asche*

Die Nasenflügel kräuseln sich merklich. Geräuschvoll zieht die hagere Frau die Luft ein, als würde sie Tabak schnupfen. Der Bäcker hinterm Tisch mustert die Kundin aus der Nachbarschaft ein wenig irritiert und schiebt sich das Käppi mit der mehlbestäubten Hand aus der Stirn.

»Ist was?«

»Riechen Sie nichts?«

Was sollte Müller riechen? An den Duft von frischem Brot hat er sich gewöhnt, seit er in der Lehre war, und das war noch unterm Kaiser. Noch immer hat er diesen Geruch gern in der Nase. Kaum ein Gewerbe, Tischler vielleicht ausgenommen, wo es so gut riecht wie in einer Backstube. Sobald die Ofenklappe sich öffnet, fährt einem der Duft der dampfenden braunen Laibe in die Nase. Er flutet die ganze Backstube und schließt mit dem Geruch von Mehl und Hefe und dem gärenden Sauerteig ein Bündnis. Mit dem langen Holzschieber holt der Bäcker sodann die Laibe aus der letzten Ecke des Ofens und legt sie auf dem Brett ab, das der Lehrling nach vorn in den Laden trägt. Die ewig gleichen Rituale und Geruchsgenüsse ...

»Was meinen Sie? Stört Sie der Backgeruch? Ich bitte Sie, nichts duftet angenehmer als frisches Backwerk. Wollen Sie einen Zweipfünder? Dann geben Sie mir bitte Ihre Brotmarken.«

Während des Krieges, als alles knapp und darum rationiert wurde, führte man die Brotmarken ein: für ein Zweipfundbrot

brauchte man 20 Marken à 50 Gramm. Allabendlich, nach dem Tagwerk, klebte Müllers Frau mit Mehlkleister die Marken auf Papierbögen, um der Obrigkeit nachzuweisen, dass keine Scheibe Brot verschoben worden oder »unter den Tisch gefallen« war.

Das Ende des Krieges bedeutete keineswegs das Ende der Rationierung, zudem fing der große Hunger erst richtig an. So wie Mehl reinkam, wurde es verbacken, egal, wie schlecht es gemahlen und mit Kleie gestreckt worden war. In den ersten Nachkriegsjahren hatten die Russen dafür gesorgt, dass er backen konnte. Dann beschlossen sie im fernen Berlin, das war noch gar nicht so lange her, die Russenzone zur Republik zu erklären, obwohl die Soldaten blieben und noch immer das Sagen hatten. Seither hatte Müller aber weniger Mehl und auch weniger Kunden. Die Neiße, die mitten durch das fast neunhundertjährige Görlitz floss, war nun Grenze. Der Ostteil hieß Zgorzelec, und das klang so wie »Gerltsch«. So nannten die Hiesigen ihr Görlitz, das nun plötzlich die östlichste Stadt Deutschlands war. Viele von Müllers Kunden blieben zwangsweise weg. Und jene Deutschen, die die Polen rausgeworfen hatten, waren weiter nach Westen gezogen.

Die Stadt war gut über den Krieg gekommen, keine Bombe war gefallen, und kein Durchhaltekriegler ernannte sich zum Festungskommandanten. Nur ein paar Knallköpfe von der Wehrmacht hatten noch am 7. Mai '45 alle sieben Brücken über die Neiße in die Luft gejagt, als glaubten sie, auf diese Weise die Russen aufhalten zu können. Dabei feierten diese bereits seit Tagen in Berlin ihren Sieg. Wenn etwas idiotisch genannt werden musste, dann die Sprengung der Brücken von Görlitz.

Drüben, in Zgorzelec, hatten sie jüngst einen Vertrag geschlossen. Die Zone, also diese Deutsche Demokratische Republik, und Polen hatten die Grenze für endgültig erklärt,



damit war Schlesien zwar nicht über die Wupper, wohl aber für immer über die Neiße gegangen.

Bäcker Müller, ein unpolitischer Mann, berührt das weniger. Wichtig ist, dass er genug Mehl hat und zufriedene Kunden. Das also jeder in der Schlange, die sich vor seinem Laden bildet, wenn es Brot gibt, auch eines bekommt und etwas zum Kauen hat. Alles andere lässt ihn mehr oder weniger kalt.

»Also, Herr Müller, das riecht wie ... wie ...«, die Frau schnieft, »nehmen Sie es mir nicht übel ...«

»Wie könnte ich, Frau Scharansky.«

»... das riecht wie bei uns in Breslau, damals, als die Toten nicht rasch genug beerdigt wurden, weil es ihrer so viele waren.«

Nun ist es raus. Sie atmet tief durch.

»Ich bitte Sie, wo sollten hier Leichen liegen?« Müllers Lachen klingt gequält, auch wenn er tut, als amüsiere er sich köstlich. Der Frohsinn ist ihm schon längst vergangen. Auch er hat diesen süßlichen Verwesungsgeruch wahrgenommen und auf eine tote Maus oder Ratte getippt. Deshalb hatte er den Lehrling beauftragt, nach dem Tierkadaver zu suchen. Der fand jedoch nichts, obgleich er in jeden Winkel gekrochen war. Nicht einmal Mäuseköttel hatte er entdecken können. Dennoch bestellte Müller vorsorglich den Kammerjäger und ließ Rattengift in der Backstube auslegen. Er wollte sich nicht von der Hygiene die Bäckerei schließen lassen.

Der Geruch hängt noch immer im Hause, woher er rührt, weiß niemand. Nur eines weiß Müller: aus seiner Backstube kommt er nicht. Insofern stellt er sich mit Recht unwissend. »Nein, Frau Scharansky, da müssen Sie sich täuschen. Oder riechen Sie etwas?«

Müller fragt die hinter ihr ausharrenden Frauen. Wie erwartet schütteln die die Köpfe. Sie wollen ihr Brot, mehr nicht.

»Na, sehen Sie«, triumphiert Müller. Er ist erleichtert. Die Frau legt die Marken auf den Tisch, das Geld dazu, greift nach dem Brot und wendet sich wortlos zum Gehen.

»Einen schönen Tag noch, Frau Scharansky.« Der Tag ist im Eimer und Bäckermeister Müller sauer. Wobei sich der Unmut mehr gegen ihn selbst richtet. Aus welcher Ritze quillt der Gestank? Ob er mal mit dem Krüger ... Er hält von dem Mieter über der Backstube nicht viel, und von dessen Frau noch viel weniger. Als unlängst die Backstube kalt blieb, weil mal wieder kein Mehl geliefert worden war, raunzte ihn die Krügersche an. »Was ist bei Ihnen los, Herr Müller? Wir haben letztens gefroren wie die Schneider und mussten unsere Wohnung heizen. Das war ja nicht zum Aushalten!«

Als wenn es zu seinen Pflichten gehörte, das ganze Haus mit seiner Backstube warm zu halten.

Krüger selbst war ein windiger Bursche, wie Müller schien. Die alten Krügers hatten im Ostteil von Görlitz, also drüben, ein ordentliches Geschäft mit feinen Lederwaren geführt, Taschen, Portemonnaies, Gürtel, Handschuhe, Brieftaschen und so weiter. Nach dem Krieg hatten sie versucht, diesseits der Neiße eine neue Existenz aufzubauen, doch feine Lederwaren gab es nicht mehr, nicht einmal Leder, und schon gar nicht die Kunden, die sich dafür hätten interessieren können. Es ging um die nackte Existenz, nicht um Dinge, die als Luxus galten. Ph, feine Lederwaren ..., Müller lässt geräuschvoll die Luft aus seinem Mund entweichen.

Allerdings schien sich für den Geschäftsmann Krüger sr. und seinen Sohn Franz eine unternehmerische Perspektive aufzutun, als im Juni 1948 in den Westzonen ein neues Zahlungsmittel eingeführt wurde. Diese Währungsreform bezog auch die Westsektoren von Berlin mit ein. Über Nacht war die in allen Besatzungszonen umlaufende alte Reichsmark in den Westzonen ungültig geworden. Die Russen waren mit Recht sauer, denn erstens waren sie von den Westmächten

darüber nicht informiert worden, was dazu geführt hatte, dass das alte Reichsgeld nunmehr in ihre Zone floss, weshalb sie selber schnell darauf reagieren mussten. Zweitens, und das war noch gravierender, war Deutschland mit diesem Schritt definitiv geteilt. Einen Staat mit zwei unterschiedlichen Währungen würde es nicht geben.

Die Russen beklebten die alten Geldscheine mit Coupons wie Zeitungswände mit einer Tapete, weshalb dieses Zahlungsmittel im Volksmund »Tapetenmark« hieß. Wenig später wurden in der Ostzone neue Banknoten ausgegeben, die Währung hieß wie die im Westen, sah aber anders aus. Diese Deutsche Mark ist das gültige Zahlungsmittel auch in Görlitz.

Aber, und darauf gründet Krügers »Geschäftsidee«, in Westberlin werden nicht nur die D-Mark West und die D-Mark Ost in den Wechselstuben getauscht. Sondern man kann dort auch Waren kaufen, die es in den Geschäften der Sowjetzone, welche seit '49 DDR heißt, nicht gibt. Bohnenkaffee, Bananen oder Perlonstrümpfe zum Beispiel. In den Läden der HO oder im Konsum bekam man, wenn überhaupt, nur das Lebensnotwendige.

Krüger fuhr fortan regelmäßig mit seinem alten Lieferfahrzeug aus der Vorkriegszeit nach Westberlin und kaufte dort jene Sachen, die ihm in Görlitz und Umgebung von den Kunden geradezu aus der Hand gerissen wurden. Die zahlten mit ostdeutscher D-Mark, die Krügers in Westberlin wechselten, oder mit Tauschwerten, die sich in Westberlin versilbern ließen: Kameras, Mikroskope, Schreibmaschinen, Teppiche, Gemälde, Lebensmittel und dergleichen Dinge mehr. Erbstücke waren darunter, vieles aber stammte aus der aktuellen Produktion.

Nun haben die östlichen »Organe« aus verständlichen Gründen etwas gegen Schieberei, weshalb sie verhindern wollen, dass clevere Geschäftsleute ihren privaten Reibach machen und Waren aus dem ohnehin schlecht bestückten Han-

del ziehen. Doch das ist nicht so einfach. Westberlin liegt nicht nur auf dem Territorium der DDR, die Halbstadt ist auch nicht hermetisch abgeriegelt, und so viel Personal hat man nicht. Schmuggler und Grenzgänger wissen jedenfalls, wie man unkontrolliert hinüber und herüber gelangen kann.

Müllers Obermieter Krüger jr. und dessen Vater sind gut im Geschäft, und Franz Krüger lässt das auch die Leute im Hause spüren. In den Augen des Bäckermeisters ist er ein arroganter junger Schnösel, und seine Frau, die Ruth, steht ihm in dieser Hinsicht nicht nach. Sie arbeitet in einer Parfümerie als angestellte Verkäuferin, doch Müller würde sein Bäckerküpfi verwetten, wenn dort nicht auch Duftwässerchen unterm Ladentisch verkauft würden, die zuvor der feine Herr Krüger in Westberlin besorgt hat. Und dabei war sie mal so ein nettes Mädels. Er kennt ihre Eltern, die Blumbachs. Sie führen ebenfalls einen Laden, wo man alles kaufen kann, was man denn so braucht – vorausgesetzt, es ist vorhanden. Der Krieg hatte die Angebotspalette erheblich eingeschränkt, auch danach blieben viele Regale leer. Nur selten noch stand zwischen Kochtöpfen und Schnürsenkeln auch mal ein Fass mit Heringen.

Trotzdem haben die Blumbachs immer ein Lehnmädelchen. Natürlich, das ist in erster Linie eine billige Arbeitskraft. Aber sie behandeln diese, soweit dies Müller wahrnahm, anständig und fair. Die letzte, die Hanna, haben die Blumbachs auch übernommen. Hanna ist etwa im gleichen Alter wie ihre Tochter. Ruth und Hanna, inzwischen junge Frauen, unterscheiden sich allerdings nicht nur in der Haarfarbe. Die blonde Hanna, so meint Müller festgestellt zu haben, hat etwas aufreizend Frivoles an sich, während die dunkelhaarige Ruth irgendwie langweilig und herrschsüchtig wirkt. Warum sich Franz Krüger für sie entschied und sie auch heiratete, obgleich er doch auch etwas mit der Hanna hatte, wie es hieß, wissen die Götter. Müller weiß es nicht.



*Ecke Hartmann-/Hospitalstraße: der Backladen, 2011*

Was kümmert's mich, denkt der Bäcker. Sobald Krüger wieder aus Berlin zurück ist, will er ihn fragen, ob dieser üble Geruch auch in ihrer Wohnung bemerkt würde. »Die Nächste, bitte.«

Wochen zuvor. Durch die Straßen der Stadt pfliff kalter Dezemberwind. Wer nicht unbedingt hinausmusste, blieb daheim. Doch wer konnte sich dies schon leisten? Jeder hatte sein Tagwerk zu erledigen, die meisten standen in Lohn und Brot. Görlitz war Industriestadt. 1815, auf dem Wiener Kongress, wurde die einst sächsische Siedlung der preußischen Provinz zugeschlagen, dann kam die Bahn, und Görlitz wurde mit der Welt verbunden: Dresden, Breslau, Berlin. Dort, in der preußischen Hauptstadt, endete die Strecke im Görlitzer Bahnhof. Der Kopfbahnhof wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, später abgerissen, und nur der »Görlitzer Park« in Kreuzberg, der dort entstehen sollte, erinnert an diese Geschichte.

Die Oberlausitzer Volltuchfabrik mit vier Betrieben beschäftigte einige Tausend Frauen und Männer. Im Bau war das Koweg, das Kondensatorenwerk an der Uferstraße. Produziert wurde im Nähmaschinenteilewerk, kurz NTW. Seit 1888 gab es das Feuerlöschgerätewerk. 1948 wurde es volkseigen und umbenannt in VEB Robur, wo jetzt Lastkraftwagen und Motoren hergestellt wurden.

Zehn Jahre älter war die KEMA, die bis 1945 Maschinenfabrik Raupach hieß. Und schließlich der größte und wohl älteste Betrieb der Stadt: der Waggonbau. Seit 1849 schraubte man in Görlitz Schienenfahrzeuge, da steckte die Bahn noch in den Kinderschuhen. Wie kaum ein anderes Unternehmen hatte dieses Stadt und Umland geprägt. Ende der 80er Jahre würden allein dort fast viertausend Menschen arbeiten.



*Der VEB Kondensatorenwerk, genannt Koweg, 2012*

Die Görlitzer hatten ihr Auskommen. Ob sie aber alle so unglücklich waren wie Hanna in ihrer Mansardenwohnung, stand dahin. Hanna hatte Arbeit, Hanna hatte ein Dach überm Kopf, und Hanna hatte ein Problem: Sie war schwan-

ger. Wer dafür verantwortlich war, sagte sie niemandem. Denn der Vater war verheiratet. Nicht mit ihr, sondern mit Ruth, die mal ihre beste Freundin war.

Hanna kannte Franz, seit die Weiße Grenze war. Sie hatte eben die Lehre bei Blumbachs beendet und war so um die siebzehn Jahre alt, als Franz in den Laden und damit in ihr Leben trat. Er scharwenzelte immer öfter im Geschäft herum und machte Ruth Blumbach den Hof.

Diese erzählte Hanna brühwarm alles, schließlich waren die beiden Mädchen befreundet. Da hatte man keine Geheimnisse voreinander. Auch als Franz Ruth den Ring aufsteckte, den er ihr aus Westberlin mitgebracht hatte, machte Ruth aus ihrem Herzen keine Mördergrube: Wir werden heiraten, verkündete sie stolz, und hielt Hanna das Schmuckstück unter die Nase. Hanna schwieg tapfer. Denn Franz, die Canaille, hatte es auch schon geraume Zeit mit ihr. Einmal war er im Laden erschienen, als Ruth abwesend und auch sonst niemand im Geschäft war. Er plauderte charmant, Hanna amüsierte sich, und dann hatte er sie bedrängt. Er drückte sie zwischen die Regale im rückwärtigen Lager. Hanna hatte sich gewehrt und gesagt, er solle das lassen, jederzeit könne jemand kommen. Darauf hatte Krüger nur gelacht und gemeint, es gäbe schließlich ein Läutwerk an der Tür, das würden sie schon hören.

Ihr Widerstand speiste sich aus Pflicht und Furcht und folgte den üblichen Anstandsregeln. Doch der Widerstand war halbherzig, denn neugierig war Hanna auch. Sie wollte schon wissen, was da kommen würde, denn dass zwischen Frauen und Männern Geheimnisvolles liefe, ahnte sie mehr, als sie es wusste: Sie war in dieser Hinsicht gänzlich unerfahren, und die Mutter, die als Stationshilfe im Krankenhaus arbeitete und Kriegerwitwe war, hatte wenig Anlass gesehen, ihre Tochter mit diesem Thema vertraut zu machen. Es waren die Jahre höchster Anspannung, wo der Bauch nur in-



## *Inhalt*

Görlitzer Goldbroiler .....	5
Asche zu Asche .....	49
Die Schlinge .....	93
Nadine .....	137
Die Jawa-Bande .....	189
Trinkgeld .....	261

Bildnachweis:

Archiv Schulze, Robert Allertz (S. 55, 61, 75, 80, 86),  
Matthias Weigert (S. 144), Janine Bauer (S. 288)

Das Neue Berlin – eine Marke der  
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-360-02759-7

1. Auflage 2023

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,  
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu verviel-  
fältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin;  
Umschlagmotiv © Jo-Anne McArthur/Unsplash

Printed in the EU

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)